

Der Berater, seine Zeit, seine Kunden und sein Körper.

Aus dem Tagebuch eines Aussteigers

KARSTEN SAUER, MICHAEL SAHNAU

I. ICH BIN JETZT BERATER

Seit gut vier Monaten bin ich jetzt bei einer Unternehmensberatung beschäftigt.¹ Und bereits nach diesen kurzen vier Monaten, die verfliegen sind wie nicht einmal vier Wochen, habe ich das Gefühl, mehr gelernt zu haben als in einem ganzen Jahr meiner Ausbildung. Dabei war bisher die wichtigste Lektion das Zeitmanagement, denn jede einzelne Stunde, die ich im Rahmen meiner Berufstätigkeit erbringe, muss ich am Ende eines jeden Monats einer Tätigkeit zuordnen. Nur dann kann die Firma das, was ich geleistet habe, einem Kunden in Rechnung stellen oder eben nicht. Diese Überlegungen haben mich auch in meinem persönlichen Zeitmanagement sensibel gemacht, denn: 24 Stunden hat der Tag, von denen ich acht Stunden – wenn möglich – verschlafe, zehn davon verbringe ich an einem Werktag mit Arbeit, zwei Stunden mit der Vorbereitung darauf (Aufstehen, fertig machen und Arbeitsweg) oder mit der Nachbereitung davon (Heim- und Herunterkommen vom Tag). Was werktags bleibt, sind vier Stunden, über die ich mehr oder weniger frei verfügen kann. Meistens weniger, weil außerhalb des Arbeitslebens auch noch diverse

andere Dinge zu erledigen sind. Alles in allem habe ich momentan kaum echte Freizeit vorzuweisen. Seit dieser etwas erschreckenden Erkenntnis nutze ich jede Stunde, jede Minute, deren Verwendung ich allein kontrollieren kann, sehr genau.

Es ist Sonntag, 8 Uhr. Früher, als ich noch in der Schule, dem Wehrdienst oder der Ausbildung war, habe ich mich an freien Tagen wie diesem nie vor 11 Uhr dem Tageslicht ausgesetzt, höchstens einmal, wenn mir außerordentlicher Blaseninnendruck nicht mehr erlaubt hatte, länger liegen zu bleiben. Jetzt aber gehöre ich zu den Werktätigen dieses Landes, zahle sehr viel Steuern und nutze meine Zeit viel bewusster. Und genau deshalb darf mein Wecker auch heute zu dieser frühen Stunde das tun, wofür ich ihn an fünf Tagen der Woche hasse. Seit drei Monaten stehe ich mit diesem guten Gefühl sonntags spätestens um 8 Uhr 30 auf. Meine Freundin wundert sich zwar über meinen neu entdeckten Elan, aber sie akzeptiert ihn und unterstützt mich sogar dabei, indem sie solidarisch mit mir zusammen aufsteht. Meine Argumentation, dass man so mehr vom Tag – also auch mehr gemeinsame Zeit – habe und diese auch viel bewusster verbringen würde, bis hin zu dem Hinweis, dass für den folgenden Tag noch etwas vorzubereiten sei, ist aber auch einfach zu überzeugend. Und so belege ich am frühen Sonntagmorgen stolz, wie sehr mir das effiziente Vorgehen, das den Abiturienten vom aktiven Berater unterscheidet, in Fleisch und Blut übergegangen ist – zumindest ist das meine Sicht der Lage.

Das zeigt sich bereits in der Küche bei den Vorbereitungen für das Frühstück. Gibt es einen kritischen Pfad in dieser Situation und wenn ja, welcher ist es? Richtig, der Toaster. Seine Arbeitsgeschwindigkeit ist das Einzige, was ich nicht beschleunigen kann. Von ihr allerdings hängt die schnellstmögliche Fertigstellung des Frühstücks ab. Also lade ich die beiden Röstschächte, nicht ohne vorher den zu erwartenden Verbrauch an Toastscheiben basierend auf empirischen Betrachtungen geschätzt zu haben. Alles Weitere kann ich während des Toastens erledigen. In Hochgeschwindigkeit wird der Tisch gedeckt, um die durch den Toaster vorgegebene Mindestzubereitungsdauer optimal zu nutzen. Währenddessen macht sich meine Süße im Bad fertig. In den ersten Wochen schaute sie noch ab und zu zur Tür hinaus und

beobachtete scheinbar amüsiert, wie ich geschäftig um den Tisch wirbelte. Aber was weiß sie auch schon von Effizienz?

Sie studiert noch in aller Ruhe und lässt sich dabei auch nicht drängeln. Sie habe ja jetzt einen Ernährer im Haus und könne sich also noch ein wenig zurücklehnen. Diese Denkungsart kann ich mir für mich selbst zwar nicht einmal annähernd vorstellen – es mag ja Hausmänner geben, also liegt die Vorstellung eines Studenten mit einer Beraterfreundin nicht allzu fern, aber die Vorstellung, der Ernährer zu sein, spornt mich an. Toast, Toaster, Butter, Milch, Eier, Honig, Kakao, Wurst und Käse – alles in Sekundenschnelle aufgetischt. Die Alufolie wird nicht mehr von den Frischprodukten genommen. Das Argument, dass das gemütlicher aussehe, lasse ich nicht gelten, denn schließlich wird ja nicht alles davon gegessen und somit womöglich vergebens ausgepackt – unnötiger, aber zum Glück vermeidbarer Aufwand. Wenn ich das hier einreißen lasse, wohin soll das dann im Job führen? Undenkbar, beschließe ich.

Am Frühstückstisch angekommen schlage ich die Sonntagszeitung auf. Sonst haben wir uns immer gemütlich unterhalten; meine neu gewonnene Priorität liegt jetzt allerdings darin, alle aktuell relevanten Informationen schnell in mich aufzusaugen, um in der kommenden Woche zu allen gesellschaftspolitischen und wirtschaftlichen Themen im Kollegenkreis auch etwas Schlaues sagen zu können. Nach dem Wochenende uninformiert wie ein Kleingartenplatzhirsch dazustehen, wäre mir sehr peinlich. Dieser neue Anspruch lässt natürlich nicht mehr die Tageszeitungen von früher zu, in denen vorrangig Lokales behandelt wurde. Infrage kommen nur noch überregionale Zeitungen mit ausführlichem Wirtschaftsteil, denn ich möchte alles über die Branche wissen, in der ich mich bewege. Woher die Zeitung kommt? Natürlich war ich mit Jogginganzug bekleidet zuvor beim Zeitungshändler unten an der Ecke. Zum Sonntagsbäcker habe ich mich in diesem Aufzug allerdings nicht getraut und meine Süße wollte ich mit einer morgendlichen Anzieharie nicht wecken, also gibt es nur Toast. Der Mittelweg führt nach Rom.

2. TARNEN UND TÄUSCHEN

Kaum bin ich im Projektraum angekommen, wird auch schon die Tür von außen geöffnet und der Bereichsleiter steckt den Kopf hinein. »Ist denn Ihr Projektleiter zu sprechen?« »Nein, der Kollege ist im Hause unterwegs.« »Haben Sie mit seinem Thema denn etwas zu tun?« Ja klar, denke ich, immerhin hat der mich eingearbeitet, das tut er eigentlich immer noch, also: »Ja, sicher.« »Na dann, richten Sie ihm mal Folgendes aus ...«

Was folgt, ist eine detaillierte Flut eigentümlicher Worte, die in ihrer Gesamtheit zwar grammatikalisch vollständige Sätze bilden, wie ich sie beim Vorbeigehen und -hören schon einmal gehört habe, die aber im vorliegenden Fall nicht entfernt in einem sinnvollen Zusammenhang stehen. Vergeblich warte ich auf die sonst nach einigen Sekunden einsetzende Stimme des Übersetzers, wenn in einer fremden Sprache gesendet wird. Vergeblich – und so nicke ich jeden Satz freundlich ab und versuche sinnvolle Nachfragen zu stellen, muss jedoch jedes Wort im Gedächtnis protokollieren, damit ich es notieren kann, sobald er von mir ablässt. Er lässt ab. Schließlich kommt er zum Ende, und ich stürze mich auf Stift und Papier, um alles niederzuschreiben, bevor es seinen Weg durch das andere Ohr wieder nach draußen nimmt. Gerade noch rechtzeitig, denn mein Kurzzeitpuffer hatte seine maximale Kapazität beinahe erreicht. Nachdem der Bereichsleiter die Tür – zum Glück von außen – geschlossen hat, herrscht endlich eine angenehme Stille um mich herum. Na ja, relativ still ist es. Die Rechner summen leise, und durch die Wand höre ich ein angeregtes Gespräch im Nachbarbüro.

Hier sitze ich nun, inmitten eines laufenden, blühenden Projektes und bin Berater. In den Augen des Kunden mögen wir eine monolithische Front aus gleich gekleideten Drohnen sein, die ihre antrainierten Fähigkeiten einsetzen, um ihr enormes Wissen weiterzugeben. Sogar kosten tun wir alle fast gleich viel, außer die Partner, die ab und zu auf dem Projekt zum Entscheiden und Verhandeln hereinschauen. Aber ehrlicherweise, muss ich sagen, fühle ich mich gerade gar nicht nach enormem Wissen, geschweige denn nach der Fähigkeit, dieses gezielt einzusetzen, wäre es denn vorhanden. Wenn ich diese beiden Tatsachen jetzt gegenüberstelle – die Erwartungshaltung des Kunden

und meine Einschätzung der eigenen Qualifikation – fühle ich mich, als hätte ich mir Schuhe angezogen, die mir viel zu groß sind, zumindest momentan noch. Und genauso unsicher fühle ich mich.

Ich muss hier eine Rolle spielen, für die ich im Grunde genommen gar nicht vorbereitet bin. Ich soll Wissen weitergeben, das ich nicht habe. Wenn ich mir so über meine Kollegen Gedanken mache, die etwa zeitgleich mit mir bei diesem Projekt angefangen haben, kann es bei denen eigentlich nicht viel anders sein. Die meisten kommen ebenfalls frisch von der Uni, doch trotz ihrer Dienstjugend ist ihnen eine Unart gemeinsam: Sie führen sich mitunter auf, als hätten sie die Branche selbst erfunden. Da wird über Grundsätzliches schwadroniert und vorzugsweise mit Fachkauderwelsch um sich geworfen, dass die Luft vor ihren Mündern ob all der heißen Luft zu flimmern scheint. Und dabei klingt das meiste davon wie auswendig gelernt. Ebenso widersprüchlich erscheinen mir auch die Kaufhof-Baukasten-Anzüge mit Papas alten Schlipsen.

Wenn man bei diesen Labertiraden die anderen Kollegen oder die Kundenmitarbeiter beim Zuhören beobachtet, stellt man schnell fest, dass eine interessante Mischung aus Misstrauen gegenüber dem zur Schau gestellten theoretischen Wissen herrscht, aber gleichzeitig die nicht vollkommen unbegründete Hoffnung aufkeimt, dass derjenige vielleicht wirklich weiß, worüber er sich da so wortreich ausbreitet. Ihrerseits verfolgen die Schwadronierer fieberhaft die Reaktion des Gegenübers, um rechtzeitig zu erkennen, sollten sie sich einmal mehr wortgewaltig ins Abseits manövrieren. Und manchmal handelt es sich lediglich um ein Wechselspiel aus erlerntem aktiven Zuhören des vom Kunden Gesagten, gepaart mit flachen Rückfragen und hier und da ein wissendes Nicken voller Verständnis. Und das Beste ist: Es funktioniert! Meistens jedenfalls.

In einer stillen Minute auf ihren tatsächlichen arbeitshistorischen Hintergrund angesprochen, entpuppen sich auf bohrende Nachfragen hin viele Tätigkeiten als ausgeschmückte Kurzpraktika in oft nur branchenähnlichen Bereichen. Aber wer forscht da schon genau nach? Der Kunde möchte schließlich lieber denken, er habe jemand Kompetenten vor sich. Das muss sie sein: Das ist die Disziplin, von der mein Tutor einmal gesprochen hat, in der jeder Berater zumindest ein wenig fit sein muss. Das ist der Stoff, mit dem die viel zu großen

Schuhe aufgefüllt werden. Das ist SABVA: Sicheres Auftreten bei völliger Ahnungslosigkeit. Das permanente Errichten von verbalen potemkinschen Kompetenzdörfern, um den Kunden zu überzeugen, wir seien das teure Geld wert, das er für unseren Einsatz bezahlt. Das ist das beharrliche Bewahren eines selbstsicheren Gesichtsausdrucks auch bei totaler Abwesenheit eines Lösungs- oder auch nur eines Verständnisansatzes. Es ist die Kunst, einen Tag zuvor zum ersten Mal über ein Thema gelesen habend, scheinbar wissend darüber zu referieren – selbst wenn man nicht darüber gelesen hat. Es wäre ja auch ein organisatorisches Wunder gewesen, sich während der Ausbildung bereits ein so fundiertes wie breites Wissen über die Branche aneignen zu können, wie es hier dargestellt wird. Einigen der Heißluftgebläse mag dies sicherlich ein Stück weit gelungen sein, aber sicher nicht so vielen, wie es hier den Anschein hat.

So nach und nach trudeln die Kollegen im Projektraum ein. Sie reisen aus allen Ecken der Bundesrepublik an. Dass jemand hier aus der Region dabei ist wie der, für den ich eben die Notizen gemacht habe, ist eher die Ausnahme. Normalerweise verhält sich das immer entgegen jeder Sinnhaftigkeit: Ein Projekt ist im Süden, dann werden Mitarbeiter aus dem Norden und aus dem Osten darauf gestafft und umgekehrt. Der Regionalkollege trifft ein und wird direkt mit meinen ausführlichen Notizen versorgt. Sein etwas verzweifelter Blick sagt mir allerdings entweder, dass das Niedergeschriebene nichts Gutes bedeutet oder aber, was wahrscheinlicher ist, dass ich totalen Unsinn wiedergegeben habe. Ich plädiere für Ersteres, euer Ehren, und werde auf mein schüchternes Nachfragen hin zum Glück in meiner Annahme bestätigt.

3. LOUNGING DIE ZWEITE

Obwohl ich heute so richtig früh Schluss machen und viel früher als alle anderen abreisen werde, macht mich das nicht aufrichtig glücklich. Schließlich habe ich noch das Beurteilungsgespräch in der Niederlassung vor mir. Und so mache ich um Schlag 16 Uhr meinen vorläufigen Feierabend. Andere gehen jetzt ins Wochenende, ich zum Flughafen. Wiederum andere wie die Belegschaft des Startups, mit der

mein Kumpel gerade eine Bauchlandung vollzieht, gehen baden, wie ich gerade telefonisch erfahre.

Weil mittlerweile neben dem Telefon- auch der Internetzugang abgeschaltet wurde, habe sich die Belegschaft in der Frühe zusammentelefoniert, um gesammelt schwimmen zu gehen. Und da die anwesenden indischen Mitarbeiter des Schwimmens nicht mächtig waren, wurde die Tradition dieser Kunst zum Projekt des Tages erklärt. Mein Freund mutmaßt allerdings, dass die Greencard-Inder neben einem anständigen Muskelkater auch heftige Magenprobleme aufgrund des in großen Mengen konsumierten Chlorwassers bekommen würden. Das sind doch mal echte Probleme!

Beladen mit Koffer und Notebook stehe ich am Empfang und lasse mir ein Taxi kommen. Die Guten-Tag-Damen sind schon auf dem Sprung und ich meine, eine Pikkoloflasche hinter dem Tresen erspäht zu haben. Das scheint ein weit verbreitetes Phänomen zu sein, denn wann immer ich freitags in der Niederlassung bin – und das ist so ziemlich der einzige Wochentag, an dem ich die Niederlassung überhaupt betreue, falls ich nicht gerade mein Auto dort abholen muss –, werden ab 16 Uhr im Sekretariat die ersten Flaschen geköpft. Alleine würde sich keine der Damen das Etablieren dieses Brauchs trauen, aber sie sind ja zu zweit. Die anderen Damen der Etage stellen dann ihre Telefone auf die gastgebenden Mädels um und tun ihr Bestes, um mitzuhalten. Wenn ich es recht überlege, habe ich die Damen noch nie wirklich nüchtern gesehen. Aber bei der Dame hier ist es doch nur eine Wasserflasche – hätte mich auch gewundert, wenn man das hier im Empfangsbereich durchgehen lassen würde.

Da rollt auch schon das Taxi heran. Ich verabschiede mich und eile nach draußen. Eine Fuhre zum Flughafen findet der Fahrer gut; mit Aufträgen wie diesem beglücke ich verlässlich ihn und seine Kollegen in der ganzen Republik. Er redet in einem solchen Dialekt auf mich ein, dass ich mich frage, ob ich mich in den nächsten Monaten daran gewöhnen werde. Werde ich schon, wie immer. Wahrscheinlich fange ich bald selbst an, ein paar der lokal kolorierten Aussprüche zu verwenden. So etwas konnte ich noch nie verhindern; es ist so etwas wie ein flüchtiges Souvenir. Und wenn es dann soweit ist, werden mich meine Leute zu Hause wieder amüsiert darauf aufmerksam machen. Meine Leute. Ich freue mich auf heute Abend. Wirklich. Das

wird schön, endlich wieder ein paar Stunden mit Menschen zu verbringen, denen man nichts vorspielen, nichts beweisen muss. Denen muss ich nicht mit jedem Satz demonstrieren, wie kompetent und zuvorkommend ich bin.

Auf der Fahrt zum Flughafen sehe ich die Stadt zum ersten Mal bei Tageslicht. Es ist eigentlich ganz schön hier. Ich bin gespannt, wie es hier im Sommer aussieht. Einige der Jahreszeiten werde ich ja hier erleben. Es geht nur mäßig voran, da wir mitten in den Berufsverkehr geraten sind. Den Fahrer stört es nicht, mich auch nicht. Ich habe es nicht eilig. Schließlich angekommen schulde ich ihm einen ordentlichen Betrag. Ich denke, für diese Taxifahrten sollte ich in Zukunft immer einen größeren Geldschein vorrätig halten.

Auf dem Weg zu den Self-Check-In-Schaltern halte ich Ausschau nach eventuell in dieser Stadt tätigen Kollegen, ohne Erfolg. Die trifft man dann doch nur unerwartet. Erwartet hingegen habe ich schon fast, dass der Automat nicht funktioniert, sein mechanischer Nachbar allerdings auch nicht. Und so werde ich wohl in der Lounge einchecken.

Dort angekommen, muss ich mich gedulden, bis ich dran bin, weil einer aus der Senator-Klasse-Fraktion einen Tanz aufführt. Die glauben sich alleine aufgrund der Tatsache, dass ihre Firma schon besonders viele Tickets für sie bezahlt hat, Starallüren leisten und ein divenhaft dünnes, an geschniegelte Chihuahuas erinnerndes Nervenkostüm zur Schau tragen zu müssen. Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass mit Wechsel vom Frequent Traveller zum Senator diesen Reisenden plötzlich alle Sitzplätze, die in Reihe 4 oder gar noch dahinter liegen, inakzeptabel erscheinen. Bewundernswerter Gegenpol hierzu ist die nachhaltige Freundlichkeit des Bodenpersonals der Lufthansa, das auch beim zwanzigsten Mal noch geduldig darlegt, dass auch ein Senator eine Maschine, die schon fast auf dem Rollfeld steht, wirklich nicht mehr erwischen kann, auch wenn er drei Minuten vorher noch telefonisch umbuchen konnte.

Bei der Deutschen BA hingegen werden offensichtlich nur Mitarbeiter eingestellt, die bei anderen Fluggesellschaften wegen grober Vergehen gegen die Freundlichkeit im Umgang mit der zahlenden Kundschaft entlassen wurden. Eine Kollegin, die an einem späten Freitagabend mit einer Tasche und einem kleinen Gepäckrolley ein-

checken wollte, musste nach langer heftiger Diskussion den Trolley aufgeben, da er mit 7,3 kg Gewicht ganze 1,3 kg über der zulässigen Grenze für Handgepäck von 6 kg lag. Auch der Hinweis, dass die Beraterin selbst mit ca. 55 kg deutlich weniger wiege als ihr Kollege mit 80 kg, der ebenfalls gerade eingecheckt hatte, führte nicht zum gewünschten Erfolg; der Trolley war der Dame am Schalter zu schwer. Die noch vorgebrachte Bitte, das Gepäck trotzdem mit an Bord nehmen zu dürfen, um das lange Warten am Gepäckband in München umgehen zu können, wurde zügig mit der Antwort beschieden, dass in München die Gepäckaussgabe immer schnell abliefe und man dort nie wirklich warten müsse. Am Gate angelangt wurde uns dann lapidar mitgeteilt, dass der Flug ausgebucht und deshalb generell nur ein Handgepäckstück erlaubt sei, was offensichtlich der tatsächliche Grund für das rigide Regime war. Am Zielflughafen drehte das Gepäckkarussell dann erst einmal eine Viertelstunde lang genüsslich seine Runden, bevor es sich bequemte, gelangweilt von unserem Gepäck abzulassen.

Noch bevor ich es mir mit meiner frisch gegriffenen Wirtschaftszeitung bequem machen kann, klingelt das Handy. Und als hätte ich es geahnt, ist es mein Partner, um mir kurzatmig mitzuteilen, dass etwas Unerwartetes dazwischengekommen ist und wir das Beurteilungsgespräch verschieben müssen. Fantastisch. Nein wirklich, ich freue mich sogar darüber. Früh aus dem Büro herausgekommen, und das mühsame Gespräch habe ich mir für heute auch erspart. Perfekt. Dann kann ich mich sogar daheim noch ein wenig entspannen, bevor wir heute Abend losziehen, anstelle des oft erprobten fliegenden Wechsels. Herrlich, mein Wochenende beginnt genau hier und jetzt!

Derart aufgepeitscht schreite ich zur Bar und hole mir ein feierliches Feierabendpils. Das letzte von gestern Abend ist zwar noch nicht ganz raus aus dem Blutkreislauf, aber Wochenende ist Wochenende. Und später gehen wir ohnehin in unser Stammlokal, wo dann gut getrunken und gegessen wird. Außerdem teilte mir mein Partner am Telefon gerade noch mit, dass mein Duz-Kundenkollege vom Dienstag in der folgenden Woche in einer unserer Niederlassungen ein Bewerbungsgespräch hat. Gut so. Ich würde mich wirklich sehr freuen, wenn es klappt. Im jetzigen Stadium des Recruitings wird ihm ganz sicher noch der Himmel auf Erden versprochen, also dass er nur auf

Projekte geschickt werden wird, die seinen Qualifikationen entsprechen und womöglich auch noch in seiner bevorzugten Region; dass ich nicht lache. Jetzt erst mal Prost – Prost.

Während das erste, bestimmt aber nicht letzte Bier des Tages so langsam den Beraterbody wieder auf Betriebstemperatur bringt, fängt mein Blick an, durch die Lounge zu schweifen und bleibt am Fluginformationsmonitor einen Moment hängen. Jede auf der Anzeige aufgeführte Stadt weckt Erinnerungen an berufsbedingte Einsätze. Schon komisch, wie sich Assoziationen zu diesen teilweise kryptischen dreistelligen Flughafen-Codes gesellen. Was hat J in HAJ eigentlich mit dem Flughafen in Hannover zu tun? Andere Städte sind da deutlich besser, leichter identifizierbar: HAM für Hamburg, FRA für Frankfurt, DUS für Düsseldorf und auch noch MUC für München. So sind die Codes auch immer auf den netten Reiseplänen der Reisebüros vermerkt. Da wird dann schnell aus einem Hin- und Rückflug von Frankfurt nach München FRA-MUC-FRA.

Zu meiner Freude über meine unerwartete Entlassung ins Wochenende gesellt sich nun aber doch die skeptische Frage, ob ich das hier wirklich schon Freizeit nennen kann. In einer Flughafenlounge, im Anzug, umgeben von zahlreichen Anzug oder Kostüm tragenden Geschäftsreisenden. Im einzigen Fernseher flimmert ein Nachrichtensender – nichts, um einen unentschlossenen, aber nichtsdestotrotz aufgeputschten Geist auf die bevorstehenden Abendfreuden einzustimmen. Sicher würden manche der Anwesenden lieber eine der etablierten Soaps schauen. Aber eingedenk der zu erwartenden Revolte der Mitreisenden hat, soweit ich mich erinnern kann, niemand versucht, eine Soap einzuschalten. Wenigstens die Börsenkurse beschließen die Woche mit einem Gipfelsturm, da müssen auch ein paar von Meinen dabei sein. Na, das ist doch wenigstens etwas.

Der erste Schluck Wochenende tut gut. Ich lehne mich zurück und schließe für einen Moment die Augen und stelle mir vor, ich würde gleich in Urlaub fliegen. Wäre das schön. Mittlerweile erwäge ich sogar, mal ein paar Tage alleine in den Urlaub zu fliegen, nur um mal ein wenig Zeit für mich zu haben, denn wenn ich zu Hause dieses Bedürfnis auch nur andeute, bekomme ich zu hören, dass ich doch ständig Zeit für mich hätte: im Zug, im Flugzeug, abends im Hotel. Als ob das so besonders viel mit erholsamer Freizeit gemein hätte;

etwa genauso viel wie eine zweistündige U-Bahnfahrt mit dem Cola-Fanta-Bier-Mann aus dem Park. Ja, genau. Vor mir liegen noch 30 Minuten Wartezeit, eine Stunde Flug und wieder 30 Minuten Fahrzeit zur Niederlassung, was ich mir auch hätte sparen können. Na ja, Schwamm drüber. Ausgiebig strecke ich mich. Meine Knochen tun mir von der Lauferei und Schlepperei ein wenig weh. Das scheint mir eine Berufskrankheit von Vielreisern zu sein.

Ich sehe an mir herunter, am Beraterkörper. Beraterkörper sind irgendwie alle ähnlich. Haare: kurz geschnitten und gepflegt. Gesicht: immer freundliches Lächeln oder sachkundig konzentriert – zumindest beim Kunden. Ohren: open 24/7. Hals: wird immer vom Schlips in Form gehalten. Arme: unnatürlich verlängert, eben vom Schleppen. Brust: schmerzt manchmal – auch von innen. Bauch: Tendenz – wachsend. Hintern: Tendenz – expansiv. *****; tropft mittlerweile schon mal nach. Beine: Modell speckiger Marathonläufer. Füße: breit und duftig.

Ich schaue in die Runde und sehe lauter abgekämpfte Gesichter, von denen sich harte Arbeitswochen ablesen lassen. Alle wollen nur noch nach Hause. Unter ihnen sind auch so einige, die ihr Alkoholproblem nicht verhehlen und ungeniert einen Drink nach dem anderen herunter kippen, ohne ihn zu genießen. Hatten die eine schlechte Woche oder ist das schon die Regel geworden? Womöglich beides? Ich weiß es nicht und werde es bei meinen Vermutungen belassen.

Die einzige Frau in der Lounge setzt sich natürlich genau mir gegenüber. Sie lächelt freundlich und fängt an, mit wichtiger Mine an ihrem Notebook zu arbeiten. Frauen in Lounges haben immer die gleichen Kostüme an. So scheint es mir zumindest. Wobei Männer ja auch immer dunkle Anzüge tragen. Arbeitet sie wirklich oder sind das vielleicht ein bisschen viele Mausclicks? Könnte es sein, dass sie, hinter dem Display verschanzt, ihrem Spieltrieb freien Lauf lässt? Sie würde es aber bestimmt nicht zugeben, wenn es so wäre. So lausche ich, mittlerweile etwas beunruhigt durch die neuerlich angekündigte Verspätung, dem regelmäßigen Klicken ihrer Maus.

Ich widme mich meinem Wirtschaftsmagazin. Konzentrieren kann ich mich allerdings nicht, so sehr ich es auch versuche. Ich freue mich so sehr auf später. Darum überfliege ich das Magazin und markiere mir mit kleinen Rissen die Artikel, die ich lesen möchte, wenn

ich mehr Ruhe dazu habe – ein frommer Plan. Nicht wenige der Exemplare wandern so präpariert ungelesen in den Altpapiercontainer.

Die Runde für heute Abend sehe ich schon vor mir. Es sind sogar ein paar Leute dabei, die ich eine ganze Weile nicht gesehen habe, weil sie in andere Städte gezogen sind und erst vor kurzem zurückkehrten. Die kurzen Bungee-Nabelschnüre zur Heimat eben. Mitten in meine Vorfreude quäkt der Lautsprecher der Lounge. Ein Blick auf die Uhr bedeutet mir, mich fertig zu machen, da das jetzt der Aufruf meines Fluges sein muss. Gerade habe ich meine Siebensachen in Händen, da hallt das hässliche Wort ›Verspätung‹ durch den Raum. Eine halbe Stunde Verspätung. Fantastisch. Hat sich was mit gemütlichem Fertigmachen.

Ich schalte das Telefon wieder ein, das ich nach dem entwarnenden Anruf meines Partners abgestellt hatte und informiere meine Freundin, die ich ja eigentlich uninformiert überraschen wollte. Sie tröstet mich damit, dass ja nun schon fast Wochenende und somit Zeit zum Entspannen ist. Danke, hätte ich fast vergessen. Sie fährt dann schon mal vor. Ich sei ja sowieso mit dem Auto unterwegs, so dass es kein Problem sein sollte nachzukommen. Dass sie nicht mehr jedes Mal auf mich warten und auch schon mal etwas auf eigene Faust unternehmen soll, hat sie sich wirklich zu Herzen genommen. Besser, sie fängt ohne mich an zu feiern als dass sie sauer wegen meiner Verspätung ist und ich ein entsprechend schlechtes Gewissen haben muss.

Da nun alle einen Vorsprung haben werden, wenn ich eintreffe, entschieße ich mich meinerseits, für Ausgleich zu sorgen, und so ist das zweite Bier schon fast geleert, als ich mich wieder in meinen Ledersessel fallen lasse. Jetzt geben wir aber richtig Gas, was? Apropos: Was mache ich denn jetzt eigentlich mit meinem Auto? Na, eins geht noch. Eins ist keins und dreimal eins genauso.

In diesem Moment lächelt mich die Dame, die die gelesenen Tageszeitungen von den Sitzmöbeln einsammelt, freundlich an. Was sie wohl von mir denkt? Wieder so ein arroganter junger Schnösel im Anzug? Ein Jungsäuer? Dass ich hier trinke, um Geld zu sparen? Ich würde sie gerne fragen und mich erklären, aber das wäre nun wirklich zu viel des Guten. Und tun würde ich das bloß für mich selbst; als ob es sie interessiert, warum ich trinke. Wie komme ich überhaupt da-

rauf? Werde ich sentimental oder wieso löst sich in diesem Moment die Distanz zu dieser sicher netten Frau, die ich in meinem Leben wohl nicht wieder sehen werde? Höchste Zeit, diesen Flug hinter mich zu bringen und endlich meine Freunde zu sehen.

ANMERKUNG

- 1 Der Text ist ein Auszug aus dem selbst verlegten Erfahrungsbericht Karsten Sauer/Michael Sahnau: FRA-MUC-FRA. Einmal Beratung und zurück. 2003, ISBN 3-8311-4540-7. Weitere Informationen unter www.fra-muc-fra.de. Exemplare können auch bei den Autoren erworben werden: kontakt@fra-muc-fra.de.